

»Preguntando caminamos« – »Fragend gehen wir voran«

Ein Gespräch über den Zapatismus und seine Resonanzen

*Der Aufstand der Zapatistas war ein wichtiger Ausgangspunkt der Kritik an der kapitalistischen Globalisierung. Nicht nur das Motto »Eine andere Welt ist möglich!« wurde von den Zapatistas formuliert, sie stießen mit ihrer radikalen Machtkritik fruchtbare Diskussionen innerhalb der internationalistischen Linken an. Knapp zehn Jahre nach Beginn des Aufstandes ziehen einige politisch und publizistisch tätige SympathisantInnen eine Bilanz.*

*Welche Resonanzen wurden entwickelt, wo entstanden Anschlüsse und Anstöße? In einer von Ulrich Brand moderierten E-Mail-Diskussion diskutieren Anne Huffschmid, Andrea Jung, Dario Azzellini, Joachim Hirsch und Herby Sachs.*

Was bedeutete für euch der Aufstand vor zehn Jahren? Wie habt ihr ihn selbst erlebt und in den folgenden Jahren weiter verfolgt?

**Andrea Jung:** Was mich beeindruckte, war die scheinbar wahnwitzige »Jetzt-erst-recht-Haltung«, das unmartialische Auftreten, der Bezug auf Würde als zentralem Wert, natürlich die Poesie der Sprache und vor allem das revolutionäre zapatistische Frauengesetz. Letzteres ließ hoffen, dass es nicht nur um eine weitere »nationale Befreiung« vom äußeren Feind (Staatspartei PRI, Regierung) gehen sollte, sondern auch um eine radikale Hinterfragung der hierarchischen und patriarchalen Strukturen innerhalb der Bewegung. Für mich war die Frage nach dem Innen-Außen-Verhältnis der Bewegung zentraler als jene, ob die EZLN nun ein tragfähiges revolutionäres Konzept entwickelt hatte, das in unipolaren Zeiten zum Exportschlager werden konnte.

**Joachim Hirsch:** Zufällig befand ich mich zur Zeit des Aufstands in Mexiko-Stadt. Aber von den Entwicklungen, die zum Aufstand geführt hatten, hatte ich eigentlich keine Ahnung. Was dahinter stand, die politischen Konzeptionen, die sich damit verbanden, war nur allmählich in Erfahrung zu bringen. Entscheidend war, dass nach den langen Debatten, die die Beitrittsverhandlungen zur NAFTA begleitet hatten, sich nun auf einer anderen Ebene Widerstand äußerte. Schon aus den ersten politischen Erklärungen der EZLN wurde deutlich, dass sich diese Befreiungsbewegung von den traditionelleren nicht nur in Lateinamerika erheblich unterschied. Meine Reaktion war daher Neugier, Hoffnung und natürlich auch Skepsis. Skepsis vor allem hinsichtlich der Frage, ob der Aufstand nicht schnell wieder durch militärische und politische Repression niedergeschlagen werden würde.

**Dario Azzellini:** Am 1.1.1994 arbeitete ich gerade in der Auslandsredaktion einer Tageszeitung. Der Aufstand hatte sofort meine Sympathie. Die FSLN in Nicaragua war 1990 von der Bevölkerung abgewählt worden, der mexikanische Politologe und spätere Außenminister Jorge Castañeda hatte kurz zuvor das Ende der revolutionären und bewaffneten Linken proklamiert und die lateinamerikanische Linke bewegte sich zunehmend auf sozialdemokratische Politikmodelle zu. Und plötzlich ein bewaffneter Aufstand mit einer offensichtlich breiten Basis! Zudem ein indianischer Aufstand. Die Indígenas, auch von der lateinamerikanischen Linken eher als Objekt paternalistischer Entwicklungskonzepte denn als handelndes Subjekt behandelt, übernahmen plötzlich eine »führende« Rolle in der Neudefinition linker Politik und alternativer Gesellschaftsmodelle. Und es war kein Bitten und kein Betteln, sondern ein klares »Ya basta«, unterstrichen mit Waffen und der absoluten Entschlossenheit, nicht mehr zurückzuweichen. Bewundernswert war die Kommunikationsfähigkeit der EZLN, die Nutzung moderner Techniken wie dem Internet in Verbindung mit der Behauptung indigener Identität und Lebensvorstellungen. Beeindruckend war der Bewusstseinsprung und Politisierungsschub, der in Mexiko sowie international durch den Aufstand ausgelöst wurde. Die zentrale Botschaft lautete: Rebellion ist gerechtfertigt und möglich.

**Anne Huffschmid:** »Begegnet« bin ich dem Zapatismus im Januar 1994 zunächst in der konventionellen Rolle als Berichterstatterin, vor allem für die *taz*. Stand ich die ersten Tage noch unter dem Eindruck, es mit einem Revival einer martialisch-orthodoxen Guerillakultur zu tun zu haben, so änderte sich diese Wahrnehmung schnell – zunächst aufgrund von Lektüre-Effekten. Denn die Kommuniqués der Guerilla-Führung lasen sich anders als das, was man von revolutionären Verlautbarungen gewohnt war. Es war eine suchende, nicht schon wissende Sprache, die mit Witz und Selbstironie durchsetzt war, die auf Anleihen an traditionelle Repertoires (Sozialismus, Klassenkampf) verzichtete und oftmals bildhaft-metaphorisch argumentierte. Ähnlich quer zu den Konventionen revolutionärer Rede und Mobilisierung lagen die späteren leibhaftigen Inszenierungen, wie etwa der Demokratische Nationalkonvent, die verschiedenen *Consultas* oder der *Intergaláctico*, das Treffen gegen Neoliberalismus und für eine menschliche Gesellschaft im Sommer 1996 in Chiapas. Diese Eigenartigkeit ist allerdings keinesfalls gefeit vor »Rückfällen« – etwa in sektiererische Diskurse oder Märtyrersymbolik.

**Herby Sachs:** Mich hat der Aufstand der Zapatistas vom 1. Januar 1994 seither nicht mehr losgelassen. Da ich das große Glück hatte, am Tag des Aufstands in San Cristóbal vor Ort zu sein, fand natürlich auch ein persönliches Schlüsselerlebnis statt. Immerhin war ich der einzige europäische Fotojournalist, der vor Ort war, und ich habe fast 10 Filme fotografiert, deren Fotos bis heute veröffentlicht werden. Ich will nicht sagen, dass der Aufstand mein Leben verändert hätte, aber immerhin hat er dazu geführt, dass ich seither siebenmal in Chiapas war und schon nach zehn Tagen Nicht-Beschäftigung mit der aktuellen Situation vor Ort Bauchschmerzen bekomme. Immer wieder bin ich aufs Neue verwundert, wie eine politische Befreiungsbewegung derartige Hoffnungen wecken konnte, die jenseits der Eroberung der Staatsmacht lagen. Die Erklärungen von Marcos zur politischen Praxis und Utopie einer mehrheitlich von Indigenen getragenen Befreiungsbewegung haben nicht nur die unerträgliche Situation der indianischen Bevölkerung thematisiert, sondern auch die Entscheidungsstrukturen in den Gemeinden und ihr Ringen um Demokratie deutlich gemacht. Frauen nehmen in allen Funktionen am Aufstand teil, es entwickelte sich eine Diskussionskultur nach innen wie nach außen. Das war und ist eine politische Kultur und Transparenz, die ich mir immer gewünscht habe.

**Einige von euch kennen die Verhältnisse in Chiapas und Mexiko sehr gut. Wie schätzt ihr die jüngsten Entwicklungen dort ein?**

**Herby Sachs:** Der Aufstand der Zapatistas im Januar 1994 fand sowohl an der Schwelle eines politischen Wandels in Mexiko als auch zu Beginn eines internationalen Wandels statt: In Mexiko war das Ende der PRI und ihrer verfilzten »Dinosaurier-Demokratie« absehbar, und im internationalen Maßstab konstituierte sich eine neue Doktrin der USA mit einem Durchmarsch ihrer neoliberalen Klientel. Beides berührte den aktuellen Zapatismus, er stellte sich in konkrete Gegnerschaft zu diesen Entwicklungen. Dabei spielten der chiapanekische Regionalismus und die Bedeutung des Kampfes um bebaubares Land eine weitaus wichtigere Rolle, als hier wahrgenommen wird. Dem ebenbürtig zur Seite stehen der Kampf gegen rassistische Ausgrenzung und gegen die alten kolonialen Strukturen.

Gerade weil die Inhalte des Aufstandes eine enge Verknüpfung von alltäglichen Bedürfnissen mit großen politischen Fragen vornahm, hat der aufständische Zapatismus eine breite politische Dynamik für Mexiko entwickeln können. Und nicht zuletzt deshalb konnte er bis heute überleben, auch wenn es inzwischen diese fürchterlichen Spaltungen der Gemeinden gibt, die einer Implosion, einer Sprengung von innen gleichkommen.

**Was meinst du genau mit den Spaltungen?**

**Herby Sachs:** Gerade das alltägliche Leben in den Gemeinden, die Situation der Frauen und Familien, die Unterernährung der Kinder, die schleichende Enteignung des Bodens, der komplette Verlust der Autonomie, die dritte und die vierte Vertreibung von bebaubarem Boden, die Ignoranz gegenüber Sprache und Kultur sind der materielle Kern der Konstituierung einer unvergleichlich präsenten Aufstandskultur. Die Alltagssituation der Gemeinden wird konfrontiert mit der sinnlichen Erfahrung des sichtbaren Reichtums in

Chiapas: das Wasser, die Rinderzucht, der Wald, der Kaffee. All das findet um die Gemeinden herum statt, aber außerhalb ihres Einflusses. Die sinnliche Erfahrung der indigenen Bevölkerung ist eine Anhäufung rigidester Formen menschlicher Armut und Unterdrückung, der Würdelosigkeit inzwischen mehrerer Generationen. Daher hat auch der Kampf um menschliche Würde eine ebenso wichtige Bedeutung wie die Auseinandersetzung um wirtschaftliche Autonomie. Damit verbunden ist die interne Vertreibung der indigenen Bevölkerung von ihrem seit Generationen bebautem Boden. Und die Trennung der indigenen Bevölkerung von ihrem Land bedeutet nicht nur die Zerstörung der Subsistenz, sondern auch komplette Entwurzelung.

Die Strategie der chiapanekischen und natürlich auch der Zentral-Regierung ist darauf angelegt, die Gemeinden gegeneinander auszuspielen und Zwietracht zu säen: Die einen konnten sich ernähren und ihr Land bebauen, die anderen wurden daran gehindert; die einen hatten was zu essen, die anderen nicht. Die Politik der Spaltung verfeinerte sich im Laufe des vergangenen Jahrzehnts und funktioniert in dieser umzingelten und existenziellen Bedrohungssituation vieler Familien relativ einfach: Sei es durch Veräußerung des kollektiven *Ejido*-Landes, sei es durch Vertreibung oder durch Begünstigung der Wankelmütigen und Zauderer, aber auch durch die von den Zapatisten betriebene Strategie der Isolation ihrer politischen Gegner in den Gemeinden. Nicht zuletzt das Massaker von Acteal an Weihnachten 1997 hat dazu beigetragen, weitere Ängste zu schüren. Doch auch die Wahl der neuen chiapanekischen Regierung und ihre scheinbaren Befriedungsversuche (Landverteilung an Nicht-Zapatisten, Absetzung von Bürgermeister\*innen, Nicht-Anerkennung der autonomen Gemeinden, selektive Gesundheits- und Sozialversorgung) führten in den letzten Monaten zu neuen Konflikten und Spaltungen.

**Andrea Jung:** Spannungen gibt es auf unterschiedlichen Ebenen, die mit konkurrierenden Vorstellungen über autonome Organisationsformen zu tun haben. In vielen Situationen würde ich eher von Ausdifferenzierungen als von Spaltungen sprechen, viele dieser Prozesse spiegeln bestimmte Formen des Krisenmanagements angesichts der von Herby beschriebenen Repression, künstlich herbeigeführten Versorgungsengpässen und anderem wider. Sei es im Hinblick auf autonome Regionen, wo sich neben den zapatistischen Gemeinden auch autonome, pluriethnische Regionen entwickeln, wie sie von der PRD nahe stehenden Organisationen propagiert werden. Da geht es um Parteinähe bzw. -ferne, aber auch um Fragen, ob und zu welchen Konditionen staatliche Krisenhilfe angenommen werden kann oder auf welche Weise sich die Wahl und Einsetzung der autonomen Autoritäten vollzieht.

Eine andere Ebene betrifft die unterschiedlichen Guerillagruppen, die in Chiapas agieren. Es gab innerhalb der zapatistischen Kreise immer wieder Personen, die auf die Sackgasse des Verhandlungsprozesses damit reagierten, dass sie sich der EPR (Revolutionäres Volksheer) anschlossen. Die weiterhin zunehmende Militarisierung hat aber auch andere Strategien hervorgebracht. Aus den Vorbereitungskomitees für die »Marcha« 2001 sind z.B. die Comunidades der *Sociedad Civil en Resistencia* (Zivilgesellschaft im Widerstand) entstanden, die über die Betonung ihres zivilen Charakters versuchen, der zunehmenden Militarisierung der Region nicht zum Opfer zu fallen und auch gegenüber der EZLN größere Autonomie zu wahren.

**Inwieweit stellte die sog. *Marcha*, d.h. die Reise der Kommandantur der EZLN im Februar/März 2001 nach Mexiko-Stadt, einen Einschnitt dar?**

**Anne Huffs Schmid:** Die sog. *Zapatour* im Frühjahr 2001 war zweifellos ein Höhepunkt der zapatistischen Mobilisierung. Sie generierte eine Art prozapatistischen Mainstream in der mexikanischen Öffentlichkeit – mit allen Gefahren der Trivialisierung, Banalisierung und Einverleibung. Die Risiken einer solchen Strategie wurden in der folgenden Talfahrt deutlich. Nie zuvor hatte die EZLN ihr gesamtes politisch-symbolisches Kapital derart auf die »ethnische« Karte gesetzt. Ob sie wirklich in aller Naivität geglaubt hatte, dass das mexikanische Parlament den Kompromissvorschlag der COCOPA-Initiative zu indigenen Rechten und Kultur absegnen würde, wird nicht zu rekonstruieren sein. Die Verstümmelung der Reform durch die Parlamentarier war jedenfalls wenig überraschend. Was folgte, war langes

Schweigen, das aufgrund des »Verrats« zunächst noch motiviert schien (indigene Aktivisten sprachen von »strategischem Schweigen«), mit der Zeit jedoch rapide an Signifikanz verlor. Hatten die Zapatistas bei früheren Gelegenheiten perfekt getimte Redepausen eingelegt, so kreierte ihre politisch-diskursive Abwesenheit in den letzten zwei Jahren zunehmend eine politische Leere. Das dürfte auch damit zu tun haben, dass mit der PRI-Niederlage ein einigendes Feindbild weggebrochen ist. Weder die Forderung nach indigener Autonomie noch die anti-neoliberale Ausrichtung konnte eine vergleichbare, grenzüberschreitende subversiv-mobilisierende Sprengkraft entwickeln.

**Andrea Jung:** Problematisch ist sicherlich, dass das Projekt der EZLN sich immer stärker auf die indigene Frage verengt hat. Diese Verengung resultiert jedoch aus einer langen Kette von Enttäuschungen mit der so hoffnungsvoll angerufenen Zivilgesellschaft, die sich mit der Mobilisierung für die Wahlen 2000 wieder dem parlamentarischen Raum und der Gestaltung institutionell gebundener Politik zugewandt hatte. Dieser Prozess hat sich nach dem Sieg von Fox und seiner rechten PAN, der Bestätigung der linksliberalen PRD in Mexiko-Stadt (sie hatte bereits 1997 die Bürgermeisterwahlen gewonnen) und dem Sieg der von Pablo Salazar Mendiguchía angeführten »Allianz für den Wandel« (aus PRD, PAN und kleineren Oppositionsgruppen) in Chiapas deutlich abgezeichnet. Das verweist auf ein anderes Politik- und Autonomieverständnis als jenes, das von den Zapatistas seit 1994 immer wieder eingeklagt wurde. Die von ihnen geforderten und z.T. vorgelebten basisdemokratischen Prinzipien wie das *mandar obedeciendo* (gehorchend Regieren), Direktmandate ohne Parteibindung, das Zurückpfeifen wortbrüchig gewordener RepräsentantInnen auch während der Legislaturperiode, Volksbefragungen als zentrales Element politischer Entscheidungsprozesse etc. sind für die große Masse der SympathisantInnen in der eigenen alltäglichen Praxis nur begrenzt vorstellbar. Mit der Inkorporation PRI-kritischer Intellektueller und BasisaktivistInnen in staatliche Strukturen wuchs die Kritik aus diesem Spektrum gegenüber der EZLN, weil sie sich der Regierung gegenüber auf kritischer Distanz hielt.

**Wie ist der Umgang des mexikanischen Parlaments mit der Gesetzesinitiative zu indigenen Rechten und Kultur einzuschätzen?**

**Dario Azzellini:** Die Zapatisten haben m.E. nicht wirklich mit der Umsetzung der Autonomie-Gesetzgebung gerechnet. Ein Blick auf den verabschiedeten Vorschlag macht deutlich, warum weder Fox noch die linksliberale PRD oder eine andere systemimmanente Kraft den ursprünglichen Vorschlag der COCOPA gut heißen konnte. Substanzielle Aspekte, wie etwa die Anerkennung der indianischen Gemeinschaften als kollektive Rechtssubjekte, die Anerkennung indianischer Territorien und der kollektiven Verfügung und Nutzung der Rohstoffe sowie die Möglichkeit des freien Zusammenschlusses indianischer Gemeinden, sind in der verabschiedeten Gesetzesvorlage nicht mehr enthalten. Das Recht auf Autonomie wurde zwar anerkannt, doch den notwendigen juristischen Reformen einen territorialen Ausdruck zu geben unterblieb. Fest geschrieben wurde die paternalistische Indigenen-Politik, die die indianischen Gemeinden zum Fürsorgeobjekt staatlicher Programme macht.

Die Grundlage des Konflikts ist eine materielle, und man kann ihn diskursanalytisch nur unzureichend verstehen. Eine in den Weltmarkt integrierte kapitalistische Ökonomie kann nicht auf die Kontrolle der Naturressourcen im eigenen Staatsterritorium verzichten. Die EZLN weiß das sehr genau, schließlich haben ja der zunehmende Zugriff auf die indianischen Territorien und die fehlenden Rückzugsmöglichkeiten in der durchkapitalisierten Welt den Aufstand als einzigen Weg eröffnet. Bis dahin war die indigene Strategie eher die des Rückzugs in entlegene Gebiete, die dem unmittelbaren Zugriff des Kapitals entzogen waren, doch die gibt es de facto nicht mehr.

**Andrea Jung:** Ich gehe auch nicht davon aus, dass die EZLN ernsthaft auf eine Verabschiedung hoffte, sie gab aber ein Signal an die mexikanische Zivilgesellschaft, sich weder zurückzulehnen noch sich in den angebotenen Pöstchen der angeblich »ideologiefreien«, ganz auf Pragmatismus setzenden Regierungsstruktur einzunisten, sondern »von unten« an der Demokratisierung Mexikos weiterzuarbeiten.

Ich halte es auch für zu eng, die »eigentliche« Ursache des Konfliktes zwischen Aufständischen und Staatsapparat »nur« auf materielle Bedingungen zuzuspitzen und diese gegen die »Diskursperspektive« zu setzen. Es ging und geht ebenso um politische und kulturelle Anerkennung und Repräsentanz sowie um die Forderung nach grundlegend anderen Politikformen.

**Anne Huffs Schmid:** Ich denke, dass Dario den revolutionären Gehalt der ursprünglichen COCOPA-Initiative etwas überschätzt – schließlich war das Gesetz ausdrücklich ein Kompromissvorschlag, in dem keine territorialen Ansprüche, sondern nur Nutzung und Verfügungsrechte enthalten waren. Etwas komplexer ist die Frage um das Verhältnis von Diskursivem (also das, was gesprochen wird, und die Macht, die es entfalten kann) und Materiellem. Es gibt selbstredend viele Phänomene und Interessen in der Welt, die sich nicht diskursanalytisch ergründen lassen. Bei Fragen von Macht und Gegenmacht, von Ein- und Ausgrenzung, um die es den Zapatistas geht (kurz: eher um den Kampf gegen das Vergessen als um klassische Ausbeutung), aber ist die Analyse, wie Legitimation produziert wird, ausgesprochen hilfreich.

**Dario Azzellini:** Klar geht es um Würde und eigene gesellschaftliche Organisationsformen, aber das sind doch in der Form, in der sie von den Zapatisten aufgeworfen wurden, handfeste materielle Fragen. Der Begriff der Würde beinhaltet, auch die eigenen Organisations- und Lebensformen zu bestimmen, und das bedeutet eigene Kontrolle und die Nicht-Anerkennung staatlicher Hoheit in bestimmten Bereichen (Justiz, Zugriff auf Naturressourcen). Ansonsten hätten sich die chiapanekischen Indígenas auch mit der Würde zufrieden geben können, die ihnen die staatlichen Integrationspolitiken anbieten. »Materiell« heißt mehr als nur Naturressourcen oder Ausbeutung von menschlicher Arbeitskraft.

**Um bei den aktuellen Entwicklungen in Mexiko zu bleiben: Wie können die Zapatistas heute innerhalb der mexikanischen Linken und sozialen Bewegungen verortet werden?**

**Herby Sachs:** Die Dynamik anderer politischer und sozialer Opposition ist nicht zu unterschätzen. Sie sind dem chiapanekischen Zapatismus eng verbunden, aber in ihren regionalen Auswirkungen und Widerstandspotenzialen teilweise genauso alt oder älter und in der Bevölkerung ebenso verankert. Ich meine damit u.a. die oppositionellen Bewegungen in den mexikanischen Bundesstaaten Guerrero oder Oaxaca. In Oaxaca sind viele Gemeinden seit geraumer Zeit direkt konfrontiert mit den gigantischen Entwicklungsprojekten des Plan Puebla Panamá und der geplanten Zerstörung wichtiger mexikanischer Biosphären. Ein Beispiel dafür ist die projektierte Teilung eines der größten Urwald- und Ressourcengebiete in Mittelamerika, den Chimalapas, deren noch intakte Biosphäre durch Ölpipelines, Autobahnen und Eisenbahntrassen zerstört werden soll.

**Andrea Jung:** In jenen Teilen der Opposition, die sich dem Kampf einer Demokratisierung des bestehenden politischen Systems verschrieben haben, ist die Bedeutung des zapatistischen Aufstands seit den Wahlen 2000 zurückgegangen. Anders sieht es bei Bewegungen aus, mit denen konkrete Interessen geteilt werden. Neben den Indígena- und BäuerInnenbewegungen im Süden bezieht sich z.B die *Coordinadora Nacional de Mujeres Indígenas del CNI* (Nationale Frauenkoordination der Indigenen Frauen des CNI) weiterhin auf die Zapatistas, in deren Windschatten die Frauen überhaupt erst ihre Stimme erheben konnten.

**Dario Azzellini:** Die Zapatisten haben ein Problem, da tiefgreifende Veränderungen der mexikanischen Gesellschaft nicht allein in Chiapas möglich sind. Trotz der Fehlschläge unternehmen sie immer wieder Versuche einer landesweiten Mobilisierung. Damit soll zum einen ein politischer Raum geschaffen werden, der angesichts der Bedrohung durch die mexikanische Armee und Paramilitärs lebensnotwendig ist. Zudem geht es darum, lokale und regionale Initiativen und Organisationen dazu zu bringen, sich zu vernetzen, an Stärke zu gewinnen.

Ein zusätzliches Problem in der mexikanischen Linken stellt die PRD dar. Mit einer Reihe von Skandalen sowie anti-emanzipatorischen und autoritären Positionen hat sich diese ins

Abseits gestellt. Angefangen bei der Tatsache, dass die internen Wahlen der als »Anti-Korruptionskraft« auftretenden PRD gefälscht waren, über die Politik von PRD-Bürgermeister López Obrador in Mexiko-Stadt. Im Gegensatz zum früheren Bürgermeister Cuauhtémoc Cárdenas und zu Rosario Robles, die eine gewisse Bewegungsnähe hatten und stark auf Kultur und Bewusstseinsbildung setzten, entpuppte sich López Obrador als Technokrat. Basisorganisationen werden unter ihm kaum noch konsultiert, und er ist eine Zusammenarbeit mit dem mafiosen Großunternehmer Carlos Slim eingegangen. Hinzu kommt, dass sein Vorbild für die Regelung der öffentlichen Ordnung in der Hauptstadt seit Amtsantritt die »Zero-Tolerance-Linie« ist, weswegen er schon den New Yorker Ex-Bürgermeister Giuliani zu Konsultationen einlud.

**Und wie sieht es in Chiapas aus, wo es im Jahr 2000 einen Regierungswechsel gab, nachdem die PRI erstmals an den Urnen besiegt wurde?**

**Andrea Jung:** Die Abwahl der PRI von wichtigen Posten in Chiapas hat die politische Landschaft verschoben. Nicht nur, weil der omnipotente Feind »PRI« nun fehlt, sondern weil es den AkteurInnen ein neues Niveau politischer Reflexion und der (Selbst-)Kritik abverlangt. Ich nehme durchaus ernst, dass viele nach zermürbenden Jahren der politischen Opposition für sich die Chance sahen, aktiv ihr Wissen, ihre Kenntnisse – bezahlt – in den Dienst des Staates zu stellen, und damit Veränderungen durchsetzen wollten. Ironischerweise hat die Integration von PRI-kritischen Intellektuellen und BasisaktivistInnen aber nicht nur dazu geführt, dass die unabhängige Organisierung MitstreiterInnen eingebüßt hat, sondern dass gerade aus diesen Kreisen die Kritik am Schweigen der EZLN, an ihrer Unwilligkeit, mit der Allianz für den Wandel zu kooperieren etc., besonders harsch formuliert wurde. Für das südliche Mexiko gilt, dass die angedrohten Modernisierungspläne des Präsidenten, wie der Plan Puebla Panamá samt der geplanten Maquiladora-Zonen, bereits bestehende Widerstände zu bündeln vermochten, in denen die EZLN aber nicht die bestimmende Kraft ist. Die Organisationsprozesse dehnen sich zunehmend auf mesoamerikanischer Ebene aus.

Die Basisgruppen der PRD können dabei nicht mit der Bundespartei in eins gesetzt werden. Gerade in Guerrero, Oaxaca oder Chiapas findet auf lokaler und regionaler Ebene eine starke Zusammenarbeit, gerade gegen die Megaprojekte zur Modernisierung des Südens, statt. Das Verhältnis zur Bundespartei war in den letzten Jahren oft vom Kampf gegen Vereinnahmung und gegen den Caudillo-Stil von Parteigrößen wie Cárdenas seitens der EZLN und auf der anderen Seite Kritiken der PRD an der politischen Selbstisolierung der EZLN bestimmt.

**Dario Azzellini:** Die Politik des chiapanekischen Gouverneurs Pablo Salazar Mendiguchía ist m.E. geradezu niederschmetternd. Er ist ein ehemaliger PRI-ist, der als unabhängiger Kandidat ein Wahlbündnis anführte, in dem sich auch die PRD befindet. Aus den zapatistischen Gemeinden ist zu hören, dass seine Politik in der Praxis nicht von jener der vorangehenden Regierungen zu unterscheiden sei. Die Militarisierung schreitet ebenso wie die Paramilitarisierung weiter voran, der Plan Puebla Panamá wird unterstützt. Insgesamt stellt die PRD aufgrund ihres Verhaltens immer weniger eine Wahlalternative oder einen Bündnispartner für außerparlamentarische soziale und politische Organisationen dar. Ähnliche Probleme gibt es auch in anderen Regionen. Das Verhältnis von der Basis zum Parteiapparat hat sich in den drei aufgezählten Regionen massiv verschlechtert, je mehr die PRD versucht »Regierungsfähigkeit« zu zeigen und dafür auch einige kapitalistische »Entwicklungskröten« schlucken muss.

**Anne, du hast vorhin angedeutet, dass es auch »Rückfälle« gibt. Kannst du das etwas ausführen?**

**Anne Huffs Schmid:** Ein Tiefpunkt dieser Talfahrt ist sicherlich mit dem diskursiven Comeback Ende letzten Jahres erreicht. Noch nie hat ein zapatistisches Manöver so viel Befremdung ausgelöst wie der bizarre Schlagabtausch mit Garzón und ETA. Zunächst attackiert Marcos in einem Brief den spanischen Richter Balthasar Garzón als »grotesken Clown« mit »faschistischer Gesinnung«, münzt diese Attacke in einer Antwort auf Garzóns

Erwiderung dann in eine Einladung zu einem Schlagabtausch auf Lanzarote um die »baskische Frage« um und wendet sich Mitte Januar schließlich an ETA, um sich von deren Methoden abzugrenzen und für eine »Chance für das Wort« zu plädieren. Erschienen bisherige Aus- und Abschweifungen der EZLN eher als Aufbegehren gegen hegemonial zugewiesene Orte des Sprechens – die diskursiven Käfige aus Indios-Menschenrechte-Militär –, so fehlte hier jeder ersichtliche Zusammenhang, zudem jede Selbstironie und diskursive Eleganz. Von den politischen Stimmungen und Realitäten in Mexiko haben sich die Zapatistas bzw. Marcos mit diesem Manöver weiter denn je entfernt. So würde ich die letzten Monate als eine Art Kehrtwende in der zapatistischen Strategie deuten. Hatten diese bisher auf grenzüberschreitende »Einkopplungen« gesetzt, so manifestiert sich hier eine gravierende Entkopplung aus politischen (Diskurs-)Netzwerken und damit auch die Rückkehr eines sektiererischen Diskurses, der u.a. in einem langatmigen »Kalender des Widerstandes« zum Ausdruck kommt, in dem die EZLN erstmals etwas tut, was sie als »anti-definitorische Bewegung« (Holloway) bislang wohlweislich vermieden hatte: politische Noten zu verteilen. Der Gestus ist nun nicht mehr der einer Einladung zum Brückenschlag, sondern die Entlarvung der anderen. Dieser sektiererische Strategie korrespondiert offenbar auch die gravierende Spaltung und Selbstisolation der zapatistischen Gemeinden im Verhältnis zu nahezu allen anderen politischen Kräften vor Ort.

Bei alledem gilt es zu erinnern, dass die EZLN als hochgradig interaktive Bewegung stets auf politische Resonanzböden angewiesen war: So spiegelt sich in ihrer gegenwärtigen Isolation sicher auch die Misere und faktische Abwesenheit der unorthodoxen mexikanischen Linken wider, die dem postautoritären, marktliberalen Fox-Regime bislang keinerlei geistreiche, machtvoll und subversive Strategie entgegensetzen vermochte.

#### Wie stichhaltig ist die These der »Rückfälle«?

**Dario Azzellini:** Das Interpretationsmuster der »Rückfälle« bzw. vermeintlich »alter« und »neuer« Diskurse ist meines Erachtens völlig fehl am Platz. Der Diskurs ist bedeutend, um Bündnisse hervorzubringen und Sympathien zu erobern. Aber um die Mägen zu füllen und den Alltag der Kämpfenden und der Basisgemeinden zu organisieren, bedarf es einer materiellen Grundlage, da zählen dann Taten und Verlässlichkeit von Organisationen mehr als schöne Worte.

Das ist vor allem in einem Kontext wichtig, in dem sich die EZLN eher auf eine Intensivierung des Krieges als auf einen baldigen Frieden vorbereiten muss. Der Hinweis der EZLN in ihrem Kommuniqué nach Verabschiedung des Autonomiegesetzes, das Gesetz stelle eine Daseinsberechtigung der verschiedenen bewaffneten Gruppen dar, ist, wie der Schriftsteller Carlos Montemayor erklärte, nicht als Drohung aufzufassen, sondern als politische und soziale Analyse. Mit einer Grußbotschaft an die Guerillaorganisationen EPR, ERPI (Revolutionäre Armee des Aufständischen Volkes) und FARP (Revolutionäre Streitkräfte des Volkes) äußerte die EZLN während des Marsches erstmals eine öffentliche Anerkennung weiterer bewaffneter Gruppen. Es sollte nicht vergessen werden, dass die EZLN eine Guerilla ist und ein *Ejército* (Armee) in ihrem Namen trägt. In Chiapas wird der Krieg nicht mit dem Internet geführt, sondern mit Blei und mit Toten. Über zehn paramilitärische Gruppen bilden einen Gürtel um die zapatistischen Gebiete. Die Armee übt starken Druck aus. Dem muss die EZLN etwas entgegensetzen, will sie nicht das Vertrauen der Basisgemeinden verlieren. Und sie tut es. Nicht offiziell, aber vor Ort gibt es eine bewaffnete Gegenwehr.

Das Hauptaugenmerk legte die EZLN in den vergangenen zwei Jahren jedoch auf die Festigung und den Ausbau der eigenen Strukturen und der Basisgemeinden. Das beinhaltet den Aufbau ökonomischer Projekte und Unternehmen, um so eine Überlebensgrundlage für die Dorfgemeinschaften zu schaffen und den erzeugten Mehrwert möglichst in den Gemeinden zu halten und zu reinvestieren. Dazu gehört ein Radioprojekt, das mittlerweile in Chiapas über 250.000 Menschen erreicht und in allen Gemeinden gehört wird. Nachdem vor zwei Jahren tatsächlich rückläufige Tendenzen in der Organisation zu beobachten waren, hat sich das Blatt gewendet. Es schließen sich weitaus mehr Gemeinden und Einzelpersonen als Basis, Milizionäre und *Insurgentes* (stehende bewaffnete Truppen) der

EZLN an, als sie verlassen. Auch das ist ein Spiegel der sozialen Realität und keine Frage von »alten« oder »neuen« Politikmustern.

**Hier scheint es eine wichtige Differenz zu geben hinsichtlich der Veränderungsperspektiven in Chiapas und darüber hinaus. Welche Rolle spielen öffentliche Äußerungen, die Erzeugung von Resonanzen, und was bedeutet die Veränderung von Kräfteverhältnissen, die nicht darauf reduzierbar sind?**

**Anne Huffs Schmid:** In der Tat beschäftige ich mich in erster Linie mit dem Kraftfeld des Zapatismus, das über die Region Chiapas und auch über Mexiko hinausreicht. Ich spreche von unkonventionellen und konventionellen Diskursmanövern (etwa das Rekurrieren auf Figuren wie Blut und Opfer, von Verrat und Vaterland). Ich reduziere die EZLN nicht auf Diskurs und Symbolik, bin allerdings überzeugt davon, dass die Zapatistas als soziale und bewaffnete Bewegung sich ohne beides nicht erklären lassen. Mägen lassen sich mit »schönen Worten« kaum füllen. Aber war es, hier wie dort, nicht doch noch um etwas Anderes gegangen? Diskurspolitik ist nicht ein Überbau aus »schönen Worten«, sondern hat durchaus etwas mit leibhaftigem Überleben zu tun. Wirklich beunruhigend scheint mir an den Ausführungen Darios, die durchaus realistisch sein mögen, dass sich hier eine Metamorphose abzeichnet: nämlich die Normalisierung der EZLN als klandestine Bewegung, die eben doch in erster Linie in militärischen Strukturen verankert ist und sich allmählich vom selbstinitiierten Kraftfeld abkoppelt und sich als sichtbare politische Akteurin und Provokation aus der politischen Öffentlichkeit verabschiedet. Das scheint mir jedoch noch nicht entschieden.

**Dario Azzellini:** Ohne eine solide Basis und erfolgreiche Organisation im Sinne einer materiellen Grundlage in Chiapas lässt sich der Diskurs nicht führen. Am verheerendsten wäre, wenn die Zapatisten vor Ort scheitern würden. Das würde alles in Frage stellen, und es gäbe kein über die Bewegung hinausgehendes Kraftfeld mehr. Schlimmer noch, die positiven Ansätze der EZLN würden für lange Zeit als Synonym des Scheiterns gelten. Daher ist es nachvollziehbar, wenn die Zapatisten auf die Stärkung ihrer lokalen und regionalen Strukturen setzen.

**Kommen wir zu der Frage, inwieweit der Aufstand hier Resonanzen entwickelt hat. Dario, du hast dich mehrfach skeptisch zur Rezeption hierzulande geäußert.**

**Dario Azzellini:** Ja, vor allem hinsichtlich der deutschen Chiapas-Soli. Nun waren die Konzepte der EZLN bei weitem nicht so neu, wie allgemein dargestellt wird. Es ist ein kluger Mix aus neuen und alten Elementen, aber an einer zentralen Stelle sehe ich eine Missinterpretation: in der angeblichen »Ablehnung der Macht«, wie sie von vielen in die Politik der Zapatisten hineininterpretiert wird. Ich sehe keine Ablehnung der Macht (was ja auch völlig unsinnig wäre, Machtverhältnisse sind in gesellschaftlichen Prozessen immer enthalten, und Macht als solche kann nicht abgeschafft werden), sondern Vorstellungen zur Dezentralisierung und Demokratisierung von Macht. Doch das zentrale Problem in der Reaktion der Soli-Bewegung liegt meiner Ansicht nach darin, »Soli-Bewegung« zu sein. Ich habe die Zapatisten so verstanden, dass die beste Solidarität darin liegt, eigene politische Kämpfe zu entwickeln und zu führen.

Mit dieser Perspektive haben wir (FeIS) auf dem europäischen Treffen gegen Neoliberalismus 1996 in Berlin einen Workshop über Kämpfe gegen Neoliberalismus und rassistische Migrationspolitik in Deutschland angeboten. Wir mussten aber feststellen, dass der Großteil der Gruppen und Personen, die an dem Kongress 1996 in Berlin teilnahmen, entweder ihre übliche Arbeit und Praxis fortsetzten oder traditionelle Soli-Arbeit betrieben. Die Diskussionen in der deutschen Lateinamerika-Solidaritätsarbeit Anfang der 90er Jahre nach der Wahlniederlage der FSLN schienen nie stattgefunden zu haben. Ebenso haben wir mit einer Kampagne und einem Kongress versucht das Thema »Existenzgeld« zu einer möglichen zentralen Achse einer Bündnisbildung zu entwickeln. Was bedeuten »Land und Freiheit«, Saatgut usw. in Westeuropa? Vielleicht Existenzgeld, Mietobergrenzen, kostenloser öffentlicher Nahverkehr und die Abschaffung aller diskriminierenden und repressiven Gesetze gegen MigrantInnen, Frauen und Behinderte, dachten wir ... Es hat

dann als Bindeglied nicht funktioniert. Wir haben seit Jahren einen regen Austausch mit AktivistInnen aus Mexiko und Chiapas, machen aber explizit keine »Soli-Arbeit«, sondern verstehen unsere Unterstützung als einen revolutionären internationalistischen Beitrag aus unseren eigenen Kämpfen heraus. Das klingt vielleicht pathetisch, soll aber die eigene politische Arbeit als Ausgangspunkt für das Zusammenkommen mit anderen Kämpfen unterstreichen.

**Herby Sachs:** Das internationale Interesse an einer politischen Auseinandersetzung um die zapatistische Aufstandsbewegung hat in den letzten Jahren deutlich geschwankt und inzwischen stark nachgelassen. Nach der anfänglichen Euphorie und Identifikation mit einer neuen lateinamerikanischen Aufstandsbewegung gegen den sich ausbreitenden »Raubtierkapitalismus« kehrte spätestens nach dem *Intergaláctico* 1996 die herbe politische Realität in das Bewusstsein der UnterstützerInnen zurück: Die soziale und politische Situation in Chiapas ist eine andere und sozial wie politisch existenziellere als die der *Internacionalistas* in ihren Ländern. Auch schmeckte vielen von ihnen die Aufforderung der Zapatistas, ihre eigene Politik vor Ort neu zu bestimmen, wenig. Da wollte man doch lieber teilhaben an einem Aufstand in Mexiko, der neue, möglicherweise greifbare Träume umsetzte, aber durchaus eigene Freiräume und subjektive politische Momente auch im internationalen Kontext zuließ. Das bedeutete eine Mythisierung des Aufstandes.

Diese doch sehr unterschiedliche Lage der mexikanischen Unterstützer und ihres internationalen Solidaritäts-Pendants hat einen Hintergrund, der in den sozialen Ursachen des Aufstandes liegt. Die offene Tatsache der verarmenden Bauern und landlosen Campesinos in den indigenen Gemeinden, der Niedergang der mexikanischen (Erdöl-)Industrie und nicht zuletzt die Situation der intern Vertriebenen und Flüchtlinge trägt nach wie vor zur Aktualität der zapatistischen Forderungen bei.

**Dario Azzellini:** Ich kann Herby nur Recht geben. Das ist auch der Grund, warum die Verbindung nach Italien und teilweise auch Spanien funktioniert hat. In Italien wurde die Beschäftigung mit dem Zapatismus als politische Aufgabe vor Ort begriffen. Die *Tute Bianche*, die mittlerweile in den *Disobbedienti* (Ungehorsamen) aufgegangen sind, hatten *Ya Basta*, den Zusammenschluss der EZLN-Soligruppen, als organisatorisches Rückgrat. *Ya Basta* brachte sowohl Turbinen nach La Realidad in Chiapas wie es auch konkrete antirassistische Arbeit in Italien organisierte. Dort hat eine Neubestimmung in Diskurs, Praxis und Inhalt stattgefunden. Die italienische Bewegung ist auch in Mexiko immer wieder in eine politische Konfrontation gegangen (mit explizit politischer Betätigung, die nach mexikanischem Gesetz für Ausländer verboten ist). In Italien hat es jedenfalls funktioniert, die eigene Politik neu zu bestimmen und eine Übersetzung des Zapatismus für die italienische Situation vorzunehmen. Dabei geht es vorwiegend darum, sich die gleichen Fragen zu stellen und nicht die gleichen Antworten zu geben.

Meines Erachtens kam die Botschaft der Zapatistas, dass Internationalismus etwas mit den eigenen Verhältnissen hier zu tun hat, sehr wohl an. Das ist doch die Grundlage der jüngsten Bewegungen, Sozialforen, vieler Initiativen, der zunehmenden Kritik in bestehenden linken Zusammenhängen.

**Andrea Jung:** Auch ich tue mich schwer mit den vereindeutigenden Beschreibungen des bundesdeutschen bzw. italienischen Resonanzkastens. Klar gab es Romantisierungen, die Debatte um Macht, die den Unterschied zwischen »Macht über« und »Macht um zu« nicht begreifen wollte oder konnte, Idealisierungen und Identifikationen – aber eben auch erheblich mehr. In der BRD gab es das Ya-basta-Netz, das unter dem selbstgestellten Anspruch, die eigene Praxis in z.B. FrauenLesben- oder AntiFa/AntiRa-Zusammenhängen mit konkreter Unterstützung der EZLN zusammenzukriegen, und dem Versuch, entlang »zapatistischer Prinzipien« (Respekt der Differenz etc.) ein neues lokales, nationales und interkontinentales Netz aufzubauen, letztlich zusammenbrach. Man kann diesen Versuchen alles Mögliche vorwerfen: mangelnde politische Analyse, überfrachtete Ansprüche, chaotische Struktur, die viel zu häufig auf Einzelpersonen denn auf funktionierenden Gruppen aufbaute, aber sicher nicht, dass sich da ein Haufen RevolutionsromantikerInnen trafen, die ihre Hoffnungen gen Südwesten projizierten. Hier waren die selbsterklärten

Soligruppen eher die Ausnahme. Die Tatsache, dass in Italien mehr »Greifbares« aus dem Bezug auf die Zapatistas entstehen konnte, erklärt sich m.E. nicht aus der reflektierteren Herangehensweise der italienischen Zusammenhänge, die alte Solifehler vermieden hätten (der romantisierende Bezug auf indigene und populäre Bewegungen ist in Italien wie auch in Spanien viel stärker, auch der ungebrochenere Bezug auf nationale Bewegungen), sondern aus der banalen Tatsache, dass es dort besser funktionierendere Zusammenhänge wie kulturelle Zentren und Stadtteilgruppen gab.

Und natürlich waren die »neuen« Forderungen der Zapatistas nicht weit entfernt von dem »alten« Wissen, dass es im »Herzen der Bestie« zu kämpfen gilt. Auch wenn es in der BRD oder auf europäischer Ebene nur vereinzelt zur Herausbildung langfristig arbeitsfähiger Strukturen kam, würde ich die Bedeutung von Happenings wie dem »kontinentalen Treffen« in Berlin 1996 und dem 2. Interkontinentalen im spanischen Staat 1997 nicht unterschätzen. Die Frauen-AG in Barcelona hatte z.B. über 200 Frauen unterschiedlichen Alters und politischer Sozialisation zusammengeführt, deren gemeinsamer Bezug ein Aufstand war, der »im Raum der Projektionen« Signalwirkung hatte. Und genau um diese ging es. Um die Aufforderung, sich wieder ernst zu nehmen, sich zu sehen und auszutauschen und in den Differenzen nach Gemeinsamkeiten zu spüren. Diese Treffen bedeuteten einen enormen organisatorischen Aufwand, der sich nur sehr begrenzt in der Entwicklung übergreifender Strategien und Strukturen auszahlte, dort nämlich, wo es konkrete gemeinsame Interessen gab (Zeitungsprojekte, Frauengruppen, Caféprojekte). Trotzdem sollte die Tatsache, dass viele der globalisierungskritischen Netze in der Zapatista-Soli ihren Anfang nahmen, nicht unterschätzt werden. Politik ist eben nicht immer planbar. Das Problem vieler dieser Netze besteht darin, dass sich wie z.B. im Falle von PGA (Peoples Global Action) Massenbewegungen wie die brasilianische Landlosenbewegung MST oder indischer Bauern und Bäuerinnen mit viel kleineren Zusammenhängen in Westeuropa vernetzen, wobei letztere kaum die Repräsentanz einer breiten sozialen Basis beanspruchen können. Da gibt es ein ziemliches Gefälle in der transnationalen Arbeitsteilung. Mit einem anderen Problem sah sich ein feministisches Netz konfrontiert, das sich in der Vorbereitung des 2. Interkontinentalen Treffens im spanischen Staat gegründet hatte. Denn auch in der veränderungswilligen Gemeinde der Zapatista-FreundInnen wiederholte sich deutlich die Hierarchisierung des Haupt- und Nebenwiderspruches. Ergo mussten sich die Frauen mal wieder allein um die Hälfte des Himmels kümmern, was sich in einem europäischen Netz auf die Dauer wegen Doppelüberlastung nicht aufrechterhalten ließ. So summieren sich die verschiedenen Gründe, aus denen die »neu-alten« Ideen nicht effizient umgesetzt wurden.

**Anne Huffs Schmid:** Auch ich finde die Frage der Übersetzbarkeit am interessantesten. Und zwar, wie Dario sagt, in der Weise, wie Fragen formuliert werden – also das politische *Wie* –, statt gegebener Antworten. Wobei ich davon ausgehe, dass die Zapatistas das Fragenstellen als Kernelement einer politischen Methodologie begreifen, also die Infragestellung politischer Gewissheiten im Rekurs auf das Ungewisse, Offene und Unberechenbare. Die Formel der Komplizität statt Solidarität (im alten Sinne als Hilfe) impliziert aber auch die Möglichkeit von Distanz, und damit von Kritik. Das Dilemma bleibt bestehen: Wie sich diese strukturelle Beweglichkeit bewahren und dabei verhindern, dass diese nicht nur als Joker fungiert, der von anderen für die jeweils eigenen »Spiele« (politischen Kämpfe, Weltbilder) eingesetzt werden kann?

**Herby Sachs:** Ich denke, sowohl die italienische als auch die spanische Soli-Szene kennen die extreme Diskrepanz von Reichtum und Armut, Land- und Arbeitslose im Süden ihrer Länder aus eigener Anschauung, sie besitzen eine größere Sensibilität für soziale Konflikte und haben eine breitere historische Erfahrung mit diesen Auseinandersetzungen, aber auch politisch und kulturell einen anderen Bezug zu Lateinamerika. Während wir Mitteleuropäer uns dem Zapatismus viel intellektueller, ja diskursiver durch eine Gratwanderung von Überzeugung und Distanz angenähert haben, halte ich die praktisch und sozial eher verankerte Soliarbeit und Selbstreflexion in Spanien und Italien für effektiver.

**Dario Azzellini:** Ich teile die Einschätzung, dass das Treffen 1997 im spanischen Staat wichtig war. Allerdings ist der europäische Kongress in Berlin 1996 ein Paradebeispiel dafür,

wie Sachen eben nicht gemacht werden sollten: Marcos schlug Berlin als Ort vor, ohne sich darum zu kümmern, welche Bereitschaft es innerhalb der Berliner Linken gab. Darauf bauten einige EZLN-Soligruppen auf und organisierten den Kongress, ohne die in Berlin aktiven Gruppen in die Vorbereitung einzubeziehen. Das zeigt ziemlich deutlich, wie abgekoppelt von der deutschen Realität ein Großteil der damaligen EZLN-Solibewegung agierte.

Die *Tute Bianche* und dann *Disobbedienti* sind auf der Grundlage der Auseinandersetzungen mit der EZLN entstanden – ein Anknüpfen wurde dadurch erleichtert, dass der Diskurs Marcos' einige Elemente der italienischen Autonomia-Debatte der 70er aufgreift (Sebastian Guillén – so der »bürgerliche« Name des »Sub« – war ja wohl 1977 in Bologna). Aber die Rezeption geht weiter, die Partei *Rifondazione Comunista* steht im Kontakt mit der EZLN, zum Parteitag wurden Delegierte der EZLN eingeladen, die Parteiführung war mehrmals in Chiapas und hat mit Marcos und anderen diskutiert. Zahlreiche italienische Städte und Landesregierungen fördern Projekte in Chiapas und unterhalten Partnerschaften mit zapatistischen Gemeinden.

**Die Ambivalenzen praktischer Rezeption und Solidarität sind deutlich geworden. Der zapatistische Aufstand scheint auch auf der konzeptionell-theoretischen Ebene einiges angestoßen zu haben. Joachim, was fandest und findest du anregend?**

**Joachim Hirsch:** Unmittelbar beeindruckend für mich war die ungewohnte Sprache, mit der die EZLN an die Öffentlichkeit ging, der ganz andere Begriff von Subjektivität, die Art der Vermittlung theoretischer und politisch-strategischer Überlegungen mit dem kulturellen und historischen Kontext und vor allem das Fehlen des abgeklapperten revolutionären Jargons. Theoretisch und politisch war vor allem die Art und Weise des Umgangs mit der Macht wichtig, die Verabschiedung der traditionellen Konzepte einer Übernahme der Staatsmacht, die Betonung des politischen Kampfs gegenüber dem militärischen, die mit dem Begriff der Würde verbundene Vorstellung, dass sich die Menschen im Prozess der Revolte selbst verändern und entwickeln müssen, und zwar in der praktischen Gestaltung ihres Lebens. Hier fand ich eine überraschende Nähe zu den Vorstellungen, die wir in Frankfurt mit dem Begriff des »radikalen Reformismus« verbunden hatten.

Wichtig war, dass hier ein Konzept von Zivilgesellschaft entwickelt wurde, das völlig im Kontrast zu den hiesigen Diskussionen stand. Statt sich auf einen affirmativen Zivilgesellschaftsbegriff zu beziehen, wie es bei der Metropolenlinken üblich war, wurde gezeigt, dass es darum gehen muss, eine »demokratische Zivilgesellschaft« erst zu schaffen, und dass dies eine Angelegenheit nicht nur harter Auseinandersetzungen mit den herrschenden Mächten, sondern eben auch von Selbstveränderung, der Schaffung neuer Vergesellschaftungsformen und der Entwicklung eines neuen Politikbegriffs ist. »Alle reden von ziviler Gesellschaft. Es kommt aber darauf an, sie zu verändern«, wie später in einem treffenden Slogan formuliert wurde. Dass das nicht nur eine Angelegenheit von Schreibtischarbeit und Theoriediskussionen war, sondern dass Menschen daran gingen, so etwas praktisch zu verwirklichen, war Mut und Hoffnung machend.

Dies hat sich allerdings auf die im engeren Sinne politischen Diskussionszusammenhänge beschränkt. Die etablierte akademische Diskussion war davon wenig berührt. Das hängt mit dem Zustand der akademischen Sozialwissenschaft zusammen, die in einer fatalen Weise von einem »Theorie-Mainstreaming« geprägt ist.

**Anne, du hast zum Verhältnis von Aufstand und Rezeption weitreichende Überlegungen angestellt.**

**Anne Huffs Schmid:** Da ich mich vor allem mit der interaktiven Dynamik der zapatistischen »Spiegel-Strategie« und den unterschiedlichen Resonanzböden beschäftigt habe, sind meine Überlegungen hier das Produkt einer Selbstbefragung: nämlich die nach den ersten, eigenen Spiegel-Effekten, die noch nicht durch die funktionalen Filter einer journalistischen oder diskursanalytischen Lektüre neutralisiert sind. Es war die Andersartigkeit der zapatistischen Bild-Sprache, ihre paradox anmutenden Widerhaken, die mich bei aller Skepsis gegenüber ihren konventionellen Versatzstücken (etwa: Opfer- und Märtyrerkult, triviale Nationalismen, Machismo-Repertoire und militaristischer Ehrbegriff, die Caudillo-

Erwartungen der Fans) in ihren Bann zog. Gerade das Fehlen eines identifizierbaren ideologisch-programmatischen Profils erleichterte mir das »Einkoppeln« in die zapatistischen Leerstellen, wobei klar ist, dass es sich dabei stets um (m)eine wunschgeleitete Lektüre handelte. Ich *wollte* in den Zapatistas das sehen, was sie von allem bisher Bekannten unterschied und was übersetzbar schien auf das weite und recht brachliegende Feld der politischen Kultur und Imagination, jenseits des spezifischen indigenen oder mexikanischen Kontextes. Mehr als für die Programmatik (etwa: das Autonomiekonzept, kommunitäre Demokratie) interessierte ich mich also für übersetzbare Aspekte wie Haltung, Methodologie und Stil dieser Bewegung: eine Art visionärer Trotz gegen realpolitische Lethargie; die Fähigkeit zu Brückenschlägen zwischen den Welten; die Verweigerung von Antworten, das Beharren darauf, Wirklichkeit und vermeintliche Gewissheiten in immer neue Fragen aufzufächern; Ethik des Widerstandes statt revolutionärer Moral; die Ironisierung des Eigenen, die drei D's (Diversität, Differenz und radikale Demokratie), last but not least: die Barthes'sche pure (Wol)Lust am Text und das konstitutive Prinzip des Paradoxen, als eine Art Versöhnung des vermeintlich Unvereinbaren: Maskierung und Sichtbarkeit, Klandestinität und Zivilität, Humor und Pathos ... fast alles, was für den Zapatismus charakteristisch ist, so meine ich, lässt sich in eine derart widersinnige Opposition übersetzen. Mit der Reduktion auf ästhetisch-literarische Beliebigkeit einer Light-Guerilla hat das nichts zu tun, denn es ist genau dieser strukturelle Widersinn, etwas zugleich mit seinem Gegenteil/-stück denken zu können, der einen Weg vom binären Entweder-Oder zum visionären Weder-Noch eröffnet – und damit wirklich radikales Denken möglich macht.

**Können wir an die vorherige Diskussion zum Verhältnis von diskursiven Strategien und der Veränderung materieller Kräfteverhältnisse anschließen? Mir scheint dieser Aspekt in den aktuellen Diskussionen wichtig, so hört man von Attac, dass es um die »Diskurshoheit« gehe.**

**Anne Huffs Schmid:** Eine andere Welt als »umfassende Umwälzung« ist erst möglich, wenn sie denk- und sagbar ist. Allerdings impliziert das Wort von der »Diskurshoheit« die Vorstellung eines einzigen Gewässers, in dem sich alle um die Vormacht streiten. Hingegen glaube ich, dass man mit geschickten Kopplungsmanövern durchaus auch andere Arenen eröffnen kann. Eine solche grenzüberschreitende Arena, in der die Zapatistas allerdings seltsam abwesend waren – oder nur als ferne moralische Referenz präsent – war das Weltsozialforum in Porto Alegre oder allgemein die transnationalen Mobilisierungen gegen die Krake des Empire. Wobei offen bleibt, wie weit hier über gute Slogans hinaus symbolisches und diskursives Waffenarsenal generiert wird, das dann wieder beim Kampf um die Diskurshoheit eingesetzt werden kann.

**Dario Azzellini:** Die Zapatisten waren in Porto Alegre nicht anwesend, weil die selbsternannte Führung der Bewegung einen Ausschluss von bewaffneten Organisationen beschloss. Das würde ich übrigens als »Herausdefinieren« von möglichen Bündnispartnern aus eigenen Netzen bezeichnen.

**Andrea Jung:** Bei diskursiven Strategien stellt sich die Frage, aus welcher Position und an wen gerichtet welche Themen angegangen werden. Wenn Attac von der »Diskurshoheit« redet, dann tun sie das von einer Position aus, die auf die Anschlussfähigkeit der eigenen Positionen setzt. In diesem Sinne war ja auch der Fokus der Zapatistas auf den Neo-liberalismus – und eben kaum den Kapitalismus – anschlussfähig an die Positionen, die eine politische Re-Regulierung der ökonomischen Verhältnisse wollen. Für hiesige Verhältnisse halte ich es für eine zentrale Herausforderung, in alternativen Diskursen ein Bewusstsein dafür zu schaffen, dass es ein Recht auf ökonomische Gerechtigkeit gibt, und den hegemonialen, individualisierenden Diskurs zu unterlaufen, der mit Schuld, Versagen und Faulheit argumentiert.

**Joachim Hirsch:** Natürlich geht es bei politischen Auseinandersetzungen immer auch um Begriffe, Interpretationen und Sichtweisen. Man sollte aber berücksichtigen, dass Diskurse eine materielle Basis haben, die in den herrschenden gesellschaftlichen Strukturen und Praktiken zu finden ist. Das heißt, dass es zentral darum gehen muss, diese zu verändern. Das bezieht sich auf den ganzen Komplex der herrschenden Lebensweisen, die

Produktions- und Arbeitsformen, die Geschlechterverhältnisse und Konsumnormen und nicht zuletzt auch auf Formen der politischen Organisation, die die bestehenden Herrschaftsverhältnisse nicht einfach reproduzieren. Geschieht auf dieser Ebene nichts, dann wird auch keine Diskurshegemonie zu erreichen sein, sondern bestenfalls vorübergehende Medienresonanz.

**In diesem Zusammenhang betonst du immer wieder, dass es um eine »Politisierung der Zivilgesellschaft« gehe. Was bedeutet das in der gegenwärtigen Konjunktur konkret?**

**Joachim Hirsch:** Die real existierende Zivilgesellschaft ist bekanntermaßen von Macht- und Herrschaftsverhältnissen durchzogen und steht in enger Verbindung mit dem staatlichen Apparat. Genau genommen ist sie also viel weniger »zivil«, als mit dem Begriff suggeriert wird. Von »Politisierung« zu sprechen ist auch zu ungenau, denn die Zivilgesellschaft ist grundsätzlich politisch. Sie ist das Terrain, auf dem die herrschende Hegemonie wurzelt und auf dem um (Gegen-)Hegemonie gekämpft wird. Es geht also um eine Veränderung der Zivilgesellschaft in der Weise, dass andere Lebens- und Vergesellschaftungsweisen verwirklicht werden und darauf aufbauend autonomere politische Organisationsformen entstehen, die sich der Logik des Staates und der Herrschaft, den bestehenden Routinen politischen Handelns, von Interessenartikulation und Repräsentation entziehen. Eine »demokratische Zivilgesellschaft« ist keinesfalls schon vorhanden, sondern muss in politischen und sozialen Kämpfen durchgesetzt werden.

**Welche Begriffe könnten heute emanzipative Kämpfe orientieren? »Demokratie, Freiheit, Gerechtigkeit«, wie die Zapatistas auf ihre Fahnen geschrieben haben – oder andere? Jener der De-Globalisierung?**

**Joachim Hirsch:** »Demokratie«, »Freiheit« oder »Gerechtigkeit« sind schöne Begriffe, die allerdings den Nachteil haben, dass sehr Unterschiedliches unter ihnen verstanden werden kann. Immerhin erleben wir gegenwärtig, dass die USA und Großbritannien unter solchen Labels einen Angriffskrieg führen. Wenn man die Begriffe so allgemein verwendet, entsteht die Gefahr, dass sie politische Gemeinsamkeiten suggerieren, die in Wirklichkeit nicht bestehen. Der Begriff der »De-Globalisierung« ist ebenso schwammig. Zu Recht ist immer darauf hingewiesen worden, dass sich die globalisierungskritische Bewegung nicht gegen Globalisierung als solche wendet, sondern gegen ihre herrschende Form. Die Weltpolitik wird offenkundig immer stärker durch die gewaltsam durchgesetzten Interessen konkurrierender Machtstaaten bestimmt. Dem wäre eine Politik entgegenzusetzen, die die globalen Ungleichheiten und Unterdrückungsverhältnisse zum Thema macht und die notwendig nationale Grenzen überschreiten muss. Dazu bedarf es global vernetzter politischer Strukturen. Die politischen Auseinandersetzungen werden in der nächsten Zeit darum gehen, welche Globalisierung sich durchsetzen wird.

**Ana-Esther Ceceña aus Mexiko spricht von einer notwendigen »Dekolonisierung des Denkens«, also der Begriffe und Vorstellungen, in denen wir die Welt und ihre radikale Veränderung denken. Sie sagt: »Die Linke tut sich deshalb schwer mit Alternativen, weil sie auf dem begrifflichen Terrain bleibt, das ihr das System vorgibt.«**

**Herby Sachs:** Recht hat sie! »Die Linke« bleibt ja nicht nur »auf dem begrifflichen Terrain« des vorgegebenen Systems, sie reproduziert es ständig neu und ist daher viel machterhaltender, als sie selbst denkt. Doch gerade die Zapatisten weisen oder deuten in eine andere Vielfältigkeit und lassen eine breit gefächere Dimension erahnen. Nicht nur ihre Begriffe und ihre Sprache erzählen von anderen Möglichkeiten, auch ihre Forderung nach Entkolonialisierung spricht sowohl ihre subjektive Situation an, fordert aber gleichzeitig auch eine radikale Umorientierung des Nordens.

**Anne Huffschmid:** Ich will nur zwei zentrale Ausbruchsmomente des Zapatismus aus den hegemonial okkupierten Terrains nennen. Erstens die Verweigerung des Machtbegehrens. Abgelehnt wird nicht etwa die Macht an sich, das wäre in der Tat ein unmögliches Unterfangen und so blöd sind die Zapatistas auch ohne Foucault-Lektüre nicht, sondern die Ausrichtung des eigenen Handelns an Ergreifung und Ausübung von Herrschaftsmacht. Und

zweitens die Verweigerung einer klassischen Identitätspolitik. Es geht eben nicht nur um die Affirmation und Anerkennung des Eigenen – wir sind Indigene, wir sind Mexikaner –, sondern um die Möglichkeit der Koexistenz und Durchdringung mit dem Anderen, dem Nicht-Indigenen und Nicht-Mexikaner. Also nicht mehr nur »Wir«, »Ihr« oder »Sie«, sondern »*Detrás de nosotros estamos ustedes*« (Hinter uns sind wir ihr), etwas Neues, noch notgedrungen Unbestimmtes. Beide Manöver verweisen auf die Notwendigkeit, der Binärlogik zu entkommen.

**Es gibt einen interessanten Disput zwischen John Holloway und anderen latein-amerikanischen Intellektuellen zum Begriff der Macht und Gegen- bzw. Anti-Macht. Holloways Kritik an linken Gegenentwürfen besteht darin, dass diese dazu tendieren, Machtstrukturen zu reproduzieren und Gesellschaft »von oben« verändern zu wollen. Staatsfixierte Konzepte sind aber weiterhin bedeutend, so ist die PT in Brasilien zu Veränderungen weit stärker in der Lage als die mexikanischen Zapatistas.**

**Joachim Hirsch:** Natürlich sollen linke Gegenentwürfe Machtstrukturen nicht reproduzieren, und schon gar nicht kann die Gesellschaft mittels des Staates verändert werden, zumindest nicht im emanzipativen Sinne. Gleichzeitig ist es jedoch naiv zu glauben, man könnte sich außerhalb der Macht stellen. Wir alle sind immer schon ein Produkt und Bestandteil von Machtverhältnissen. Macht ist nicht etwas, was ein definiertes Zentrum hat, sondern eine umfassende und komplexe soziale Beziehung, wie Foucault gezeigt hat. Die Frage ist, wie Machtbeziehungen konkret aussehen, wer in welchen Formen darin positioniert ist und inwieweit es möglich ist, auf bewusste und demokratische Weise damit umzugehen. Der Staat ist kein hermetisch geschlossener Herrschaftsapparat, sondern ist als materielle Verdichtung von sozialen Kräfteverhältnissen – so der Begriff von Poulantzas – immer auch ein Kampffeld. Dieses Feld kann man nicht vernachlässigen. Das Entscheidende scheint mir zu sein, dass es eben nicht in dem Sinne zu einer »Staatsfixierung« kommt, dass man annimmt, der Staat sei selbst der Ursprung von Macht. Er ist nur ein Ausdruck spezifischer gesellschaftlicher Machtverhältnisse. Und diese beruhen nicht nur auf dem kapitalistischen Eigentum, sondern auch auf Geschlechterverhältnissen, Formen der Produktion und der Arbeitsteilung. Diese gilt es zu verändern. Die Schwierigkeit besteht darin, Politik in Bezug auf den Staat zu machen, ohne sich dabei selbst in staatlichen Formen zu bewegen und damit tatsächlich Herrschaft zu reproduzieren. Es geht also um die praktische Realisierung eines Politikbegriffs, der sich vom herrschenden bürgerlichen und etatistischen radikal unterscheidet.

**Eine historische Erfahrung ist, dass Theorie für sich häufig einen avantgardistischen Platz beanspruchte. Gleichzeitig besteht in den gegenwärtigen Bewegungen m.E. ein starker Anti-Intellektualismus. Welche Bedeutung sollte Theorie heute haben?**

**Anne Huffschmid:** Interessanterweise herrschen ja sowohl bei hegemonialen Einheitsdenkern wie im linksorthodoxen Lager ähnliche Vorbehalte gegenüber (etwa zapatistischem) »Geschwafel« und »schönen Worten«. Die dem antiintellektuellen Ressentiment zugrunde liegende Dichotomie aus Theorie und Praxis ließe sich erst dann überwinden, wenn eben auch Sprechen und Denken als eine Art des Tuns erkannt würden.

**Joachim Hirsch:** Gegen diverse Varianten auch linker Theorie war und ist Skepsis durchaus angebracht, soweit sie eher den Charakter von Ordnungs- als von Befreiungstheorien haben. Eine Bewegung ohne Theorie wäre allerdings ein Unding. Man muss sich aber davor hüten, Theorie als Ausdruck unverrückbarer Wahrheiten zu betrachten. Theoriearbeit ist Auseinandersetzung und Kritik. Richtig verstandene Theorie ist ein Akt gemeinsamer Erkenntnisgewinnung und Orientierung, der sich auf die Erfahrungen der Beteiligten bezieht und die Vorläufigkeit der Aussagen immer in Rechnung stellt.

**Dario Azzellini:** Ich sehe eher einen größeren Hunger nach theoretischen Auseinandersetzungen als noch vor zehn Jahren. Die größere Gefahr sehe ich in der versuchten Neuaufgabe einer linken Sozialdemokratie wie sie von Attac, *Le Monde Diplomatique* u.a. betrieben wird. Da wird versucht, die Kreativität, Denkfreude und Breite der »Bewegung der Bewegungen« wieder auf wenige Punkte zu reduzieren und in reformis-

tische, systemkompatible Bahnen zu gießen. Die Gefahr daran ist, dass die Bewegung auf das Gleis der verkürzten Kapitalismuskritik und in die Ineffektivität gelenkt wird. Vor allem wenn der zapatistische Diskurs teilweise übernommen wird, aber die Praxis nur aus Gesetzesinitiativen und Lobbying besteht, um im Rahmen des Existierenden »realistische Alternativen« vorzuschlagen. Denn, wie die *Disobbedienti* sagen: »Eine andere Welt ist möglich« bedeutet auch, den Kampf gegen jene zu führen, die uns diese andere Welt nicht aufbauen lassen.«

**Abschließend:** Mir scheint in der gegenwärtigen Konjunktur die Frage der Alternativen an Bedeutung zu gewinnen. Von herrschender Seite wird Kritik immer wieder damit delegitimiert, dass sie ja nichts zu bieten habe. Teile der aktuellen Bewegungen reagieren darauf, indem sie konkrete Vorschläge und Alternativen anbieten. Meines Erachtens allerdings um den Preis, sich allzu schnell auf die *Formen* herrschender Politik einzulassen, um darin alternative *Inhalte* zu fördern. Gibt es eine »zapatistische« Umgangsweise mit diesem offensichtlichen Dilemma?

**Anne Huffschmid:** Es benennen. Widerspruch aushalten und produktiv machen, Widersinn kreieren, Brückenschläge wagen.

**Joachim Hirsch:** Es wäre ganz falsch, sich der Forderung nach dem Präsentieren von »Alternativen« einfach zu beugen – etwa der öffentlichen Anschlussfähigkeit halber, die sich sehr schnell als realer Anschluss an die herrschenden Verhältnisse erweisen kann. Innerhalb der bestehenden Zustände gibt es keine vernünftigen Alternativen. Diese Zustände müssen grundsätzlich kritisiert und können nicht einfach verbessernd modifiziert werden. Wenn wir eines aus der Geschichte gelernt haben, dann dass es keine Masterpläne für eine freie Gesellschaft gibt. Wie eine solche auszusehen hätte, muss sich in demokratischen Auseinandersetzungen und Kämpfen erst entwickeln. Alternativen bedeuten immer andere Lebens-, Arbeits- und Praxisformen und die Schaffung von Möglichkeiten, damit zu experimentieren. Dies ist ein vielfältiges Feld und eine Arbeit, die ohne Rezepte und Strategieanweisungen auskommen muss. Kurzum: Es geht nicht so sehr darum, den Herrschenden Alternativen zu ihrer Politik vorzuschlagen, sondern vor allem um Versuche, diese mit eigenen Mitteln zu praktizieren.

**Dario Azzellini:** Zentral ist das »Fragend gehen wir voran« der Zapatisten. Parallel zu dem Versuch, politische Alternativen mit eigenen Mitteln und eine Aneignungsbewegung von unten zu entwickeln, muss aber auch der Kampf gegen das Bestehende geführt werden.